

„Mein Rheingauer liebstu Gott,
Treib im Singen nicht dein Spott:
Dann umbsonst wendst an die Stund,
Wann viel singt ohn Herz dein Mund.“
Adolph Meuer

EINE BITTE

Da die Auflage unserer Zeitschrift — trotz einer gegen frühere Jahre bedeutenden Erhöhung — bei weitem nicht ausreicht, um der außerordentlich starken Nachfrage zu genügen, mußten bei der Zuteilung viele Interessenten leer ausgehen, darunter besonders viele junge Menschen (Heimkehrer, Flüchtlinge usw.), die aus verschiedenen

Gründen ihren Wunsch, die Zeitschrift fest zu beziehen, nicht in Erfüllung gehen sahen. Trotzdem hoffen sie, daß auch ihnen in irgend einer Form der Zugang zu den „Stimmen der Zeit“ ermöglicht werde, sei es durch Rundgabe in einer Art von Lesezirkel, sei es durch Auslegen der Zeitschrift an bestimmten Stellen oder anderswie. Wir geben diese Anregung, die uns wiederholt und aus verschiedenen Kreisen zugegangen ist, gerne an unsere Bezieher weiter und möchten hoffen, daß sich Mittel und Wege finden lassen, um den gesteigerten Lesehunger mit den vorhandenen Möglichkeiten in friedlichen Ausgleich zu bringen.

Die Schriftleitung

Besprechungen

Religiöse Lyrik unserer Zeit

UNSERE LIEBE FRAU. Gedichte von Adolf Schön. Heidelberg, 1946. Gral-Verlag. (27 S.) M 3.50.

AM ABGRUNDE ZARATHUSTRAS. WAS IST DER MENSCH? — DER ROSENKRANZ. — HARTE ERDE. Drei Gedichtbände von Leo Fußhöller. (44 u. 73 u. 50 S.) Buer und Gladbeck, 1946. Verlag Felix Post.

DER LOGOS. Gedichte von Georg Hermanowski. Bonn, 1946. Verlag Götz Schwippert. (55 S.)

STROPHEN AN GOTT. Von Maximilian Brand. Starnberg 1946. Verlag H. F. S. Bachmair. (39 S.) M 1.50.

GEBETE. Von Heinz Brenner. Nürnberg 1946. Glock und Lutz. (16 S.) Mk. —,60.

DIE LETZTEN TAGE. — APOKALYPSE. Zwei Bändchen Sonette von Reinhold Schneider. Baden-Baden 1946, Hans Bühlér jr. (47 u. 31. S.)

Religiöse Gedichte in einer der Größe und Tiefe der christlichen Glaubensgeheimnisse entsprechenden Form zu schreiben, ist außerordentlich schwer. Es erfordert eine überragende dichterische Begabung, sonst wird das Mißverhältnis zwischen dem alles irdische Maß übersteigenden religiösen Inhalt und den Mängeln der Form zu stark spürbar. Ubrig bleiben dann meist nur gereimte Glaubenswahrheiten.

So ist es bei den Gedichten von Adolf Schön. In einer glatten, leicht dahinfließenden Sprache hat er die Geheimnisse des Marienlebens in Verse gebracht, aber es

fehlt die Tiefe und Ursprünglichkeit religiösen Erlebnisses und die dichterische Schau. Man wird innerlich nicht davon bewegt.

Den Eindruck des aufwühlenden religiösen Erlebens hat man dagegen bei den Gedichten Leo Fußhöllers. Es ist ein Aufschrei der gequälten, unter der furchtbaren Not und Ausweglosigkeit des Daseins leidenden Seele zu Gott am Abgrunde Zarathustras: „Allmächtiger Vater, halte mich in der Hand Deiner ewigen Güte, denn dunkel im Anruf des Abgrundes sind meine Wege geworden. — In Deinem dreieinigen Namen: laß mich auferstehen aus dem Abgrund.“ — In seinen zwölf Zarathustragedichten erreicht Fußhöller nicht den Schwung und die kühne Bildkraft Nietzsches. Der Mangel an dichterischer Gestaltungskraft zeigt sich aber stärker in Fußhöllers Strophen „Was ist der Mensch?“, wo den gedanklichen Konstruktionen und vielen schematischen Wiederholungen die Meisterung der großen dichterischen Form fehlt. Am stärksten spürt man auf weite Strecken das dichterische Unvermögen in den gereimten Rosenkranzgeheimnissen. Hier fehlt die innere Kraft und die Tiefe der Schau. Der im Mittelteil an Fr. von Spee erinnernde Strophenbau läßt den Unterschied in der Qualität um so stärker in Erscheinung treten.

Aus religiösem Antrieb heraus und immer als Gebet sind Fußhöllers Gedichte „Harte Erde“ geschrieben. Sie entstammen dem bäuerlichen Umkreis und sind Rufe zu Gott aus der Not des alltäglichen Lebens. Auch dieses echte Ringen um die Befreiung aus

der Qual des Irdischen bleibt letzten Endes unbefriedigend wegen des spürbaren Mangels an dichterischer Bewältigung des Religiösen. Wenige Gedichte sind so gelungen wie etwa „Am stillen Hause betet eine Flöte“ oder „Mein Werk ist klein. Ich bau mein Acker.“

Georg Hermanowski widmet seine Gedichte Gertrud von Le Fort. Das bedeutet nicht, daß er nun etwa die Form der „Hymnen an die Kirche“ wählt. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch Formstrenge, Verhaltenheit, Sparsamkeit in der Wortwahl, aber ebenso durch tiefe religiöse Schau. Hermanowski dichtet aus der notvollen und wehmutsvollen, aber rastlosen Sehnsucht unserer Zeit nach den „fernen Landen“ der Christusliebe: „Errette Deine Brüder auf der Erde, Herr“. Alles ist erfüllt von dem bittenden Ruf der Seele: „Wollest, Herr, uns Deine Gaben wieder recht zu schätzen lehren“. Im Christuskreis „Der Logos“ formt der Dichter mit großer Kraft das christliche Geheimnis der Weltlösung durch den Logos und die Weltvollendung im kommenden Gericht. Von prophetischer Sprachgewalt und Eindringlichkeit sind seine Sonette „Die sieben apokalyptischen Sterne“. Ein Hohes Lied auf die Treue im Glauben an Christus! In seiner packenden Schlußvision „Traungesicht“ schaut er die Welt auf dem Wege „Von höchster Macht — zur ewigen Nacht“, erlebt aber auch die rettende Kraft der Ostergrande.

Wie Maximilian Brand in einem kurzen Nachwort bekennt, sind seine „bruchstückhaften Verse“, die keinen Anspruch auf künstlerische Wertung erheben wollen, unter dem unmittelbaren Eindruck der letzten Kriegsereignisse entstanden. Es sind keine Verse oder Gedichte im üblichen Sinn. Unter Verzicht auf jeden Reim erhalten diese Zweizeiler ihre Wucht und Kraft einzig aus der inneren Gewalt der Sprache und dem Aufschrei des gequälten, mit Gott ringenden Herzens. Sie erinnern in vielem an die alttestamentlichen Psalmen. Der bangen Frage des Menschen „Gäb es noch Ausweg? Hoffnung noch Verworfenen? Entzündung? Trost?“ antwortet Gott: „Aufackre jeder seine Brust, durchwühle, pflüge, brech' sie um! — Nur volle Wende rettet euch. Beginne jeder mit sich selbst!“ Schuldbekenntnis führt zur Verzeihung vor Gott. Das Leid ist gottgesandt, zum Heil! Leid, Zeit und Tod führen zu Gottes Liebe hin. Und wieder steht die Frage auf: „Wann endlich, Herr, beginnt Dein Reich, das Reich der Liebe und des Lichts?“ Und wieder wird

dem leidenschaftlichen Rufen Antwort: „Wenn erst ihr Menschen werdet reif für meine Liebe, für mein Licht“. Und so mündet schließlich alles in das sehnsuchtsvolle Gebet: „Unheilig worden ist die Welt, getrennt von Dir. Komm, weih sie neu! Aus unserer Babeltürme Schutt erstehe klar Dein Heiligtum!“

In freien, reimlosen und strophenlosen Rhythmen sind auch die „Gebete“ von Heinz Brenner geformt. Aber sie haben eine starke persönliche Note. Die Innigkeit und Beseligung des überquellenden Gefühls der Geborgenheit in Gott erfüllt sie. Gott und die Seele sind in einem geheimnisvollen Zwiegespräch miteinander. Die Seele möchte alles Elend hinter sich lassen und nur noch jubelnd in Gott leben, möchte ganz in ihm aufgehen. Gott aber zeigt ihr als Aufgabe die Tat der Liebe Tag für Tag: „Sei eine meiner Stimmen im blinden Lärm der Schöpfung — hilf du mir kämpfen — ich bin der Herr erst dann, wenn du mich selbst in dir zum Herrn erhebst.“

Reinhold Schneiders Bändchen „Die letzten Tage“ umfaßt die Sonettenkreise: Advent 1944 — Gnade der Zeit — Am Abend der Geschichte. Es bringt am Schluß ein kurzes Nachwort des Verlages über den geistigen Weg und die Bedeutung Schneiders. Die Formstrenge und hohe geistige Schau seiner Sonette ist aus den letzten Jahren, in denen er wie ein „Turm in turmloser Zeit“ stand, so bekannt, daß wir darüber nichts zu sagen brauchen. Schneider selbst hat einmal von sich bekannt: „Mein Anliegen: Dienst am Geoffenbarten.“ Er will die „furchtbare Stunde des Heils“ deuten, „die um jeden Preis gedeutet werden muß, wenn sie den Menschen nicht verloren gehen soll“. Um den tiefen religiösen Sinn der furchtbaren Zeitgeschehnisse, um die „Gnade der Zeit“, kreisen seine Sonette. Sie sind ein ständiger Aufruf zur Bewährung und Wandlung: „Du aber knee und wandle Dich, erkenne die mächtige Gnade sühnender Geduld“. Die Zeit ist stets „Apokalypse“, wie er sie in seinem gleichnamigen Bändchen zeichnet. Denn immer dämmert hinter allem das Antlitz Christi, des Herrn und Vollenders der Geschichte. „Die Reiche sind nur Acker ewiger Frucht und schwinden alle“. Daraus aber ergeben sich Mahnungen wie diese: „Nun lebt in Gottes ungeteiltem Reich!“, oder die andere: „In deines Elends Abgrund such Ihn wieder!“ Im Fallen der Nacht fallen wir in die Nacht Gottes! Und da wandelt sich alles in das Gebet: „Ge-währe nur, daß wir die Ewigkeit mehr fürch-

ten, Herr, als die Gewalt der Zeit". Wieder aber erhebt sich die quälende Frage: Wird das Volk sich wirklich wandeln im Gebet? Wird uns der Untergang wirklich „läutern des Feuer“ sein? Befreiung aber kommt schließlich im Bewußtsein, daß Gott die Not geheiligt und den Schmerz geweiht hat: „Das Reinsten bleibt!“ So muß auch unserer Zeit zuletzt das Preislied entsteigen: „Gelobt sei Gott!“

Neun schmale Bändchen religiöser Lyrik! Aber Welch tiefer Ernst offenbart sich hier im Ringen, aus dem grauenhaften Abgrund unserer Zeit emporzufinden zu Gott! Welches selbstquälerische und grübelnde Suchen nach dem befreien den göttlichen Sinn des Geschehens! Welch ein Nachklang des Grauens im harten Bemühen um die Überwindung! Wieviel Notschreie und sehnstüchtige Gebete zu Gott! Wieviel beschwörende Mahnungen zur Umkehr! Wieviel Hoffnung des Kommenden! Von Gott her aber kommt Antwort und strömt Licht in das Dunkel. Immer schon erklang die Glocke der Dichtung eines Volkes am tiefsten und reinsten im Gebet seiner Dichter. Heute ist das Gebet als Notschrei des Menschen zu Gott um Erlösung zur tiefsten und eigentlichsten Gestalt der deutschen Lyrik geworden. Aus den Erschütterungen und dem aufrüttelnden Erleben heraus spricht sie zu uns. Aber da sie ja eigentlich zu Gott spricht, reißt sie uns mit hinein in das Gebet. Bei Gott allein findet sie den Sinn des Geschehens und die Erlösung aus Dunkel und Hoffnungslosigkeit.

H. Gorski S. J.

DER VERÄCHTER. Roman von Johannes Büchner. Düsseldorf 1946, L. Schwann. 304 S. Geb. M 6.80.

Ein Heimkehrerschicksal voll zeitnäher Beziehungen. Der Bauer Herweg, der mit einer entstellenden Verwundung im Gesicht aus dem Kriege zurückkehrt, wird vollends aus der Bahn geworfen durch die Treulosigkeit seiner Braut, die den Gezeichneten verläßt. Verbittert, mit dem Leben zerfallen, an den Menschen und an Gott irre geworden, verläßt er Heimat und Beruf und zieht sich in die Einsamkeit des Waldes zurück. Einzig seine alte und treue Magd Lena ist bei ihm. Tage und Nächte lang streift er ruhelos, die Seele von qualvollen Kämpfen zerrissen, durch den Wald, vertut die Zeit und ergibt sich dem Trunk. Er wehrt sich wild gegen jede Verwicklung in die Welt, zu der er alle Brücken abgebrochen hat. Der Dämon der Vereinsamung, der Sinnlosigkeit des Lebens und der Verzweiflung quält ihn und wirft

ihn schließlich aufs Krankenlager. Mit wiederkehrender Gesundheit fühlt er sich auch seelisch verwandelt, aber noch nicht geheilt. Noch immer ringt er mit der Fragwürdigkeit alles Menschlichen. Gier und Rausch zerren ihn hin und her, Verzweiflung umschleicht ihn wie ein lauerndes Tier. Erst der edlen und reinen Gestalt Frau Gertruds gelingt es, ihn wieder an feste Bindungen zu gewöhnen. Ein neuer, schon erloschen geglaubter Lebenswillen erwacht endlich, die Erstarrung löst sich. Neben Frau Gertrud sind die eindringlich gezeichneten Gestalten des greisen Oberförsters, des Pfarrers und des kleinen Abel von Bedeutung für Herwegs innere Wandlung. In hartem Kampf zwischen Licht und Finsternis findet Herweg den Weg zu Heimat und Scholle und zum Glauben an Gott zurück. Die letzte Erfüllung seiner Liebe zu Frau Gertrud bleibt ihm versagt. Sie hält ihrem gefallenen Gatten die Treue. Aber er zerbricht nicht mehr daran, sondern gerade aus dieser letzten Entzagung erwächst ihm die letzte Klarheit und Kraft. Er glaubt eine Frau gefunden zu haben, aber am Ende hat er Gott gefunden. — Es ist ein herbes Buch. Seine Menschen machen es sich nicht leicht. Nicht alle Teile sind gleichmäßig stark. Reflexion überwuchert bisweilen die Gestaltung. Manches ist umständlich und weitausgesponnen erzählt. Aber der menschliche Gewinn aus dem Erlebnis dieses ernsten und bitteren Ringens eines Heimkehrers ist groß genug. Man spürt, daß es sich um ein für unsere Zeit gleichnishaftes und vorbildliches Geschehen handelt.

H. Gorski S. J.

1. **WEGE ZUR FREUDE.** Von Joseph Diebolt. 8° (81 S.) Colmar o. J., Alsatia.
2. **DIE FRÖLICHKEIT IN DER KATHOLISCHEN KIRCHE.** Eine Philosophie des Glückes. Von Dr. Hans Rost. 8° (220 S.) Westheim b. Augsb. 1946, Gangolf Rost.
3. **FREUDEN AM WEGRAND.** Von Helene Raff. 8° (46 S.) München 1946, Glocken-Verlag.

Seitdem Bischof Keppler im Jahre 1909 sein Buch „Mehr Freude“ schrieb und das Freudedefizit der modernen Kultur feststellte, haben die Menschen sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Quellen der Freude noch mehr zu verschütten. So lastet das Problem der Freude auf der gegenwärtigen Generation mit ungleich größerer Wucht als auf der früheren. Ja, die Frage ist in der gewaltigen Not unserer Tage überaus dringend, wie die Menschen die nötige Spannkraft aufbringen sollen, um ihre schwierigen Aufgaben zu